

(Nachdruck verboten.)

69]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Allein die Unterredungen mit seinem Anwalt und die von Frau Karoline unternommenen Schritte, über deren ermüdende Vergeblichkeit sie klagte, hatten Hamelin bald eine Ahnung von der erschreckenden Verantwortlichkeit gegeben, die auf ihm lastete. Selbst mit den geringsten begangenen Gesetzeswidrigkeiten sollte er solidarisch erklärt werden; nie würde man glauben, daß auch nur eine einzige ihm unbekannt geblieben wäre. So riß ihn Saccard in entehrende Mitschuld hinein.

Mit zersireutem Ohr hörte er auf die Worte seiner Schwester, welche ihm erzählte, in den Zeitungen scheinete die öffentliche Meinung etwas günstiger für ihn zu werden. Plötzlich, ohne Uebergang, fragte er, indem er sie mit seinen Augen eines Schlafwandlers ansah:

„Warum weigerst Du Dich, ihn zu besuchen?“

Sie erschauerte, sie begriff wohl, daß er Saccard meinte. Mit heftigem Kopfschütteln sagte sie nein und wieder nein. Hierauf nahm er seinen Mut zusammen und sagte verlegen mit ganz leiser Stimme:

„Nach dem, was Du ihm gewesen bist, darfst Du Dich nicht weigern! Gehe zu ihm.“

Großer Gott, der Bruder wußte alles! Brennende Röte flog über Frau Karolines Wangen, sie stürzte in seine Arme, um ihr Gesicht zu verbergen; stammelnd fragte sie, wer es ihm wohl gesagt hätte, wie er dazu kam, dieses Verhältnis zu kennen, das sie als ganz unbekannt, vor allem als ihm unbekannt voraussetzte:

„Meine gute Karoline, schon lange weiß ich's . . . Anonyme Briefe schändlicher Neider . . . Ich habe Dir nie etwas davon gesagt, Du bist ja frei, wir haben nicht mehr die gleichen Ansichten . . . Ich weiß dennoch, Du bist die beste Frau von der Welt. Gehe zu ihm hin!“

Und er hatte sein fröhliches Lächeln wiedergesunden. Er nahm das Rosensträußchen herunter, welches er bereits hinter das Kreuzifix gesteckt hatte, gab es ihr wieder in die Hand und fügte hinzu:

„Das bringst Du ihm und sagst, daß ich ihm auch nicht böse bin.“

Mächtig erschüttert von dieser so rührenden Gutmütigkeit ihres Bruders und von der unsäglichen Scham, zu welcher eine wohlthunende Erleichterung sich gesellte, sträubte sich Frau Karoline nicht länger. Zudem drängte sich ihr seit dem Vormittag ein Besuch bei Saccard als Notwendigkeit auf. Da schon lange ihr Name auf dem Verzeichnis der Leute stand, die er zu sprechen wünschte, brauchte sie nur sich zu nennen, und ein Gefängniswärter führte sie sofort zur Zelle des Untersuchungsgefangenen.

Bei ihrem Eintritt wandte Saccard gerade der Thüre den Rücken zu. Er saß vor einem Tischchen und bedeckte einen Bogen Papier mit Zahlen. Er erhob sich lebhaft und stieß einen lauten Freudenruf aus.

„Sind Sie's? . . . O, wie gütig von Ihnen! O, wie fühle ich mich beglückt!“

Er nahm eine ihrer Hände zwischen die seinigen; sie lächelte verlegen in ihrer Erregtheit und suchte vergeblich nach dem erlösenden Wort. Hierauf legte sie mit ihrer frei gebliebenen Hand das Zweifoussträußchen auf die mit Zahlenreihen bedeckten Bogen, die auf dem Tisch sich aufstapelten.

„Sie sind ein Engel,“ murmelte er entzückt, indem er ihre Finger指尖 küßte.

Endlich fand sie Worte.

„Wahrhaftig, alles war zu Ende; in meinem Herzen hatte ich Sie verdammt, aber mein Bruder verlangt, daß ich zu Ihnen komme . . .“

„Nein, nein, sagen Sie das nicht! Sagen Sie vielmehr, daß Sie gar zu klug und gütig sind, daß Sie alles begriffen haben und mir verzeihen . . .“

Mit einem Wink unterbrach sie ihn.

„Ich beschwöre Sie, verlangen Sie nicht so viel von mir. Ich bin mir selbst nicht recht klar . . . Genügt Ihnen

mein einfaches Kommen nicht? Dann habe ich Ihnen auch eine sehr traurige Geschichte mitzuteilen.“

In einem Zug erzählte sie dann mit halbblauer Stimme das wilde Erwachen von Victors Trieben.

Betroffen hörte er zu, ohne eine Frage zu stellen, und ohne sich zu regen; als sie zu Ende war, quollen zwei dicke Thränen aus seinen Augenlidern und rieselten an den Wangen herunter, während er stammelte:

„Der Unglückliche . . . Der Unglückliche.“

Noch nie hatte sie den Mann weinen gesehen. Tief ergriffen und erstaunt war sie von diesen so merkwürdigen Thränen Saccards, diesen grauen und schweren Thränen, die aus bodenloser Tiefe eines verstockten und in jahrelangen Räubereien verhärteten Herzens heraufkamen. Uebrigens machte sich sogleich seine Verzweiflung in überlauter Weise Luft.

„Das ist ja entsetzlich, und ich habe den Zungen nicht einmal geküßt. Sie wissen ja, ich habe ihn nicht gesehen! Nun ja, ich hatte mir ganz fest vorgenommen, ihn zu besuchen, habe aber keine Zeit gehabt, keine freie Stunde, mit diesen verdammtten Geschäften, die mich ganz auffressen. Ja, ja, es kommt immer so: wenn man eine Sache nicht sofort durchführt, führt man sie sicher niemals durch. Und jetzt wissen Sie gewiß, daß ich ihn nicht sehen kann? Man könnte mir ihn ja hierher bringen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wer weiß, wo er jetzt zur Stunde sich umhertreibt, in dem unabsehbaren Gedränge dieses schrecklichen Paris!“

Eine Zeitlang ging er noch heftig auf und ab, indem er einzelne unzusammenhängende Redensarten hören ließ:

„Man findet mir diesen Knaben wieder, und ich muß ihn sofort verlieren. Nie werde ich ihn sehen. Da! sehen Sie, nie habe ich Glück, nein, aber auch gar kein Glück! O, mein Gott, es ist dieselbe Geschichte wie mit der Universelle.“

Er hatte sich wieder vor den Tisch gesetzt, und Frau Karoline nahm ihm gegenüber Platz. Schon irrten seine Hände unter den Papieren umher, jenem seit Monaten vorbereiteten umfangreichen Faszikel. Er begann die Geschichte vom Prozeß zu erzählen und seine Verteidigungsmittel auseinanderzusetzen, als hätte er das Bedürfnis empfunden, ihr gegenüber seine Unschuld darzulegen.

Die Anklageschrift warf ihm folgende Punkte vor: die fortwährende Steigerung des Aktienkapitals, um die Kurse in fieberhaften Gang zu bringen und den Leuten glaubhaft zu machen, daß die Gesellschaft den vollen Betrag der Kapitalien besaß; das Fingieren von Zeichnungen und nicht geleisteten Einzahlungen vermittelt des Contos Sabatani und der in den Büchern stehenden sonstigen Strohmänner; die Verteilung von Schwindeldividenden in Gestalt jener Vollenzahlung der Stammaktien; schließlich das Ankaufen der eignen Werte durch die Gesellschaft, jene zügellose Spekulation, welche die ungewöhnliche und künstliche Hausse erzeugt hatte, an welcher die Universelle schließlich erschöpft zu Grunde gegangen war.

Darauf erwiderte er mit ausführlichen und leidenschaftlichen Rechtfertigungen; er habe nur gethan, was der Leiter jeder Bank thut, aber im großen Stile, da er die nötige Kraft besaß. Die Leiter der festesten Häuser von Paris hätten alleamt seine Zelle teilen sollen, wenn man nur ein bißchen logisch verfuhr. So aber nehme man ihn zum Sündenbock für die Ungeheuerlichkeiten aller. Andererseits habe die Anklage eine merkwürdige Art, die einzelnen Verantwortlichkeiten abzuwägen. Warum klage man nicht auch die Mitglieder der Verwaltung an, Leute wie Daigremont, Suret, Bohain, die außer ihren fünfzigtausend Franc Sitzungsgebühren noch zehn Prozent vom Reingewinn eingestrichen hatten und an allen Jobbereien beteiligt waren? Warum ferner die völlige Straflosigkeit der gewählten Rechnungsprüfer wie Lavignière, die sich durch Vorwürfen ihrer Unfähigkeit und ihres guten Glaubens heraushalten? Ungenscheinlich würde dieser Prozeß sich als die allergrößte Rechtsverletzung herausstellen; man hatte nämlich die Betrugsklage Buschs wegen unbewiesener Thatsachen fallen lassen müssen, auch waren in dem auf oberflächliche, vorläufige Prüfung der Bücher begründeten Sachverständigenbericht eine Menge Irrtümer entdeckt worden. Wozu also die amtliche Santerklärung auf

Grund dieser beiden Aktienstücke, wenn kein Pfennig von den anvertrauten Geldern veruntreut war und sämtliche Kunden ihr Geld wieder bekommen sollten? Wollte man denn lediglich die Aktionäre zu Grunde richten? In diesem Falle war der Zweck vollständig erreicht, der heillose Krach nahm immer größeren Umfang an. Sich selber maß Saccard keine Schuld bei, sondern der Behörde, der Regierung und allen denen, die sich verschworen hätten, ihn beiseite zu schaffen, um die Univerfelle zu vernichten.

„O die Schurken, hätten sie mir nur die Freiheit gelassen, dann hätten sie etwas erlebt.“

Frau Karoline mußte ihn anschauen, betroffen über diese Unzurechnungsfähigkeit, die förmlich zur genialen Größe sich auswuchs. Es fielen ihr seine früheren Lehren wieder ein, die Notwendigkeit des Börsenspiels bei größeren Unternehmungen, wo jede gerechte Entlohnung unmöglich ist; sie erinnerte sich seiner Lehre von der Spekulation als menschliche Ausschweifung, als notwendiger Dünger, aus welchem der Fortschritt emporwächst. Hatte er denn nicht mit seinen gewissenlosen Händen die gewaltige Maschine in wahnsinnigem Maße überheizt, daß sie sich zersplitterte und alle Leute verurteilte, welche mit ihr dahinfuhren? Dieser Kurs von dreitausend Frank, dieser unsinnig übertriebene Kurs, hatte er ihn nicht gewollt? Eine Gesellschaft mit einem Grundkapital von hundertfünfzig Millionen, deren dreimalhunderttausend Aktien zum Kurse von dreitausend Frank eine Summe von neunhundert Millionen darstellen, — war etwas Derartiges zu rechtfertigen, lag nicht eine entsetzliche Gefahr in der Verteilung der Dividende, die schon beim Zinsfuß von fünf Prozent eine solche Summe erheischen mußte?

Jetzt hatte Saccard sich erhoben. Er ging in der engen Zelle mit dem nervösen Schritt eines in einem Käfig sitzenden großen Eroberers auf und ab.

„O, die Schurken, sie wußten wohl, was sie thaten, als sie mich einkerkerterten! . . . Ich war dem Siege nah, nahe daran, sie alle zu zerschmettern.“

Sie fuhr vor Ueberraschung auf und erhob lebhaft Einsprache.

„Wie meinen Sie das, dem Siege nahe? Sie hatten ja keinen Keller mehr, Sie waren besiegt!“

„Natürlich!“ erwiderte er mit Bitterkeit, „ich war besiegt, ich bin also ein Schuft. Ehrlichkeit und Ruhm finden sich nur im Erfolge. Man darf sich nicht besiegen lassen, sonst ist man am folgenden Tage nur ein Dummkopf oder ein Betrüger. . . O, ich errate schon, was man spricht, Sie brauchen es mir nicht wiederzusagen. Nicht wahr? man nennt mich durchgehends einen Gauner, man beschuldigt mich vor allem, all diese Millionen eingestekt zu haben, man würde mich erwürgen, wenn man mich hätte; oder, was noch schlimmer ist, man zuckt mitleidig die Achseln, ich bin einfach ein Thor und ein Schwachkopf. . . . Hätte ich aber Erfolg gehabt, können Sie sich dann die Sache vorstellen? Ja, hätte ich Gundermann überwältigt und den Markt erobert, wäre ich zur jetzigen Stunde der unbestrittene König des Goldes, — dann welch herrlicher Triumph! Dann wäre ich ein Held, dann hätte ich Paris zu meinen Füßen.“

Mit Entschiedenheit widersprach sie ihm.

„Sie hatten weder die Gerechtigkeit, noch die Logik auf Ihrer Seite; Sie konnten nimmermehr Erfolg haben.“

Mit einem plötzlichen Nuck blieb er vor ihr stehen.

„Nimmermehr Erfolg haben?“ erwiderte er zornig.

„Was fällt Ihnen ein, das Geld ist mir ausgegangen, darin liegt alles. Hätte Napoleon bei Waterloo noch hunderttausend Mann in den Tod schicken können, dann blieb er Sieger und war die Gestalt der Welt umgewandelt. Hätte ich noch die erforderlichen paar hundert Millionen in den Schlund zu werfen gehabt, dann wäre ich heute der Beherrscher der Welt.“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief sie empört. „Wie, Sie finden, daß es noch nicht genug Ruinen, nicht genug Thränen und Blut gekostet hat! Noch mehr Unheil wollten Sie haben, noch mehr verarmte Familien, noch mehr Unglückliche, die auf den Straßen betteln müssen!“

Er begann wieder heftig auf und ab zu gehen und machte jetzt eine Bewegung überlegener Gleichgültigkeit, indem er ausrief:

„Kümmert sich denn das Leben um so etwas? Mit jedem Schritt nach vorwärts zertritt man Tausende von Eristenzen.“

Eine Pause trat ein, ein Gefühl des Frostes stieg ihr zum Herzen empor, während sie dem hin und her wandelnden Saccard nachblickte. War er ein Gauner? War er ein Held?

Schauernd fragte sie sich, welche Gedanken er wohl, wie ein lahmgelagter, besiegter Feldherr in den sechs Monaten seiner Haft in dieser engen Zelle im Kopf gewälzt haben mochte, und blickte jetzt erst rings um sich: vier nackte Wände, ein kleines eisernes Bett, ein tannener Tisch und zwei Strohsühle für ihn, der inmitten eines verschwenderischen, strahlenden Prunkes gelebt hatte!

Mit einem Male setzte er sich wieder an den Tisch, die Beine gleichsam von Müdigkeit gelähmt. Dann begann er mit halblauter Stimme eine lange Rede, eine Art unfreiwilliger Beichte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Industrie der Abziehbilder.

Wer die Abziehbilder nur als Spielzeug für Kinder kennt, der ist gewiß geneigt, die Industrie der Abziehbilder zu unterschätzen. In Wahrheit ist dieselbe ganz bedeutend, wenn sie auch nur einen Zweig der Luxuspapier-Industrie bildet. Der Konsum von Abziehbildern für Kinder- und Liebhaber-Arbeiten ist ja schon an und für sich nicht zu unterschätzen, weit größer ist aber der Konsum für industrielle Zwecke verschiedener Art. Diese Erzeugnisse für die Industrie sind zum Teil auch weit vollkommener als die billigen für die Kinderstube bestimmten Bildchen. Sie werden namentlich zur farbigen Dekoration von Massenartikeln der Holzwaren-, Glas-, Porzellan-, Metall-, Horn-, Papiermaché- und Blechindustrie angewandt.

Ungeheure Mengen von Spielwaren werden auf diesem Wege mit reizvollen, viel farbigen Bildern geschmückt, welche die Phantasie des Kindes anregen. Blechgegenstände, welche infolge der Oxydierung des Materials schnell unansehnlich werden würden, pflegt man mit einem schützenden Anstrich zu versehen und durch Abziehbilder oder Abziehdrucke zu schmücken. Dabei dürfen wir nicht nur an landschaftliche, figurliche Darstellungen und dergleichen denken, vielmehr werden auch regelrechte Muster und Aufschriften durch ein derartiges Verfahren auf die Fläche gebracht. Die Methode ist deshalb sehr beliebt, weil sie gestattet, verhältnismäßig wohlfeil eine sehr reiche Dekoration der Flächen zu bewirken; denn von Hand ausgeführte Malereien werden noch kostspieliger, wenn selbst die Arbeit ganz primitiv ausgeführt wird. Als ein großer Fortschritt wurde es von den Malern und Anstreichern betrachtet, als auch die sogenannten Holzmaserungen, wie sie namentlich zur Dekoration von Haus- und Zimmerthüren, Paneelen, aber auch von Möbeln und sonstigen Holzgegenständen Anwendung finden, in Form von Abziehbogen in den Handel gebracht wurden. Jedes Holz hat seine charakteristische Färbung und Maserung, und es erfordert eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit, auf die zuvor mit Oelfarbe getrichenen Holzflächen die charakteristische Maserung des Eichen-, Kirschbaum-, Tannenholzes usw. aufzumalen; vor allen Dingen nimmt aber diese Arbeit sehr viel Zeit in Anspruch und macht sie daher kostspielig. Seit längerer Zeit aber werden Papiere mit entsprechenden abziehbaren Zeichnungen in den Handel gebracht, welche die Arbeit zu einer wahren Spielerei machen. Fällt das Werk noch nicht ganz befriedigend aus, was übrigens selten der Fall ist, so ist der Maler immer noch in der Lage, mit dem Pinsel etwas nachzuhelfen, um der Zeichnung ganz den Charakter einer Handarbeit zu geben. In derselben Weise aber werden auch Marmorimitationen auf Wandflächen oder ähnliche Dekorationen dieser Art erzeugt.

Je nach Verwendung der Abziehbilder müssen diese besondere Eigenschaften besitzen, und namentlich muß die Wahl der Farben der in der betreffenden Industrie anzuwendenden Technik angepaßt werden; so braucht man z. B. zur Dekoration von Glasgegenständen verglasbare Farben, d. h. solche, welche im Ofen ganz den Charakter des Glases annehmen und sich mit diesem fest verbinden; zur Dekoration von Porzellanwaren aber braucht man einbrennbare Metallfarben. Doch darin stimmen alle Abziehbilder überein, daß sie auf dem Wege des lithographischen Druckverfahrens erzeugt sind. Es ist also kein Wunder, daß wir heute sehr reichhaltige Keller, Schüsseln, Tassen usw. zu erstaunlich billigen Preisen erhalten, denn die Malerei ist eben nicht von der Hand ausgeführt, sondern durch ein Druckverfahren hergestellt. Daß der Keller nicht direkt in die Druckerpresse gelangt, ändert nicht viel an der Sache, denn das durch Druck hergestellte Bild wird ja auch nur durch ein sehr einfaches mechanisches Verfahren, das den Charakter eines Umdruckes hat, vom Papier auf die zu dekorierende Fläche übertragen.

Die ganze Industrie ist noch sehr jung, hat sich aber in sehr kurzer Zeit ganz außerordentlich entwickelt.

Die Erfindung wurde in den sechziger Jahren von dem Leipziger Buchdrucker Kramer gemacht, dessen Verfahren als Metachromatypie oder Defalkomanie bezeichnet wurde. Die Bilder werden auf dem Papier genau wie farbige Lithographien hergestellt, nur müssen naturgemäß die Farben in umgekehrter Reihenfolge aufgedruckt werden, als bei Herstellung eines positiven Bildes. Denn wenn das Bild auf den Gegenstand übertragen wird, so gelangt die oberste Farbschicht natürlich nach unten, die unterste nach oben. Während man bei den gewöhnlichen lithographischen Bildern die dunklen

Blatten zuerst und die hellen zuletzt druckt, werden bei Herstellung von Abziehbildern die hellen Farbplatten zuerst und die dunklen zuletzt gedruckt. Wesentlich ist die richtige Behandlung des Papiers, damit dieses das Bild später losläßt. Es wird wiederholt vor dem Bedrucken mit Kleister, Tragant oder Gummi grundiert, oder auch mit einer Mischung von Stärke, Leim, Gummi und sehr fein gemahlener Kreide präpariert. Bei Uebertragen des Bildes wird die Bildfläche an den mit Lack oder einer andern klebrigen Masse überzogenen Gegenstand fest angedrückt und dann auf der Rückseite angefeuchtet. Der Lackstrich muß aber bereits ziemlich erhärtet sein, so daß er nur noch ganz wenig klebrig ist. Dann wird das Papier auf der Rückseite gut angefeuchtet, wodurch sich das Bild von seinem Grunde löst, um nun von der lackierten oder gummierten Fläche festgehalten zu werden. Das Papier läßt sich nun leicht ablösen.

Nun gilt es aber das Bild auf seiner neuen Fläche dauerhaft zu befestigen und es vor äußeren Angriffen zu schützen. Das kann in verschiedener Weise geschehen. Entweder besitzt die verwendete Farbe die Eigenschaft, im Feuer zu schmelzen und beim Abkühlen zu einer harten Masse zu erstarren, oder sie wird — sofern es der Gegenstand gestattet — mit einer schützenden Email- oder Lack-schicht bedeckt.

Das Verfahren des Ueberdruckes wird, wie ich schon betont habe, in umfangreicher Weise zur Produktion von Tafelservien angewendet. Die Druckplatte wird in diesem Falle nicht mit Firnisfarben eingerieben, sondern mit einer Farbe aus Öl und feingemahlener Glasflüssen. Man drückt die Zeichnung auf sehr dünnes Papier und legt dies noch in feuchtem Zustande auf die zu verzierenden Flächen des Tongegenstandes, welcher bereits einen Brand durchgemacht hat, sehr porös ist und nun die Farbe begierig aufsaugt. Hierauf wird das Papier abgenommen, der Gegenstand glasiert und nun zum zweitenmal gebrannt. Die Zeichnung liegt nun gut geschützt unter der durchsichtigen Glasur, welche in der That ganz wie eine schützende Glasscheibe wirkt. Dies Verfahren wird angewandt, wenn es sich um einfarbige Zeichnungen handelt, während man für mehrfarbige Darstellungen Abziehbilder verwendet, die schon in den erforderlichen Schmelzfarben ausgeführt sind. Als vorzüglicher Lack zum Festhalten von Abziehbildern auf Thonwaren wird von Lueger eine bei gelinder Wärme gelöste Mischung von 13 Teilen Mastix, 25 Teilen weißen Harzes, 54 Teilen venezianischen Terpentins, 50 Teilen Sandarak und 160 Teilen Spiritus empfohlen.

Zu der Blechdruckerei wird das Bild in der beschriebenen Weise auf den mit Lack oder Lack gestrichenen Gegenstand übertragen, und dieser dann in den Ladiertöpfen geschoben, wo sich unter Einwirkung der Wärme der Anstrich und die aufgetragenen Verzierungen fest mit einander verbinden. Zweckmäßiger ist es vielleicht, die Zeichnungen trocken zu lassen und dann den ganzen Gegenstand mit einem klaren, farblosen Lackstrich zu versehen.

Was wir als „Blechdruck“ bezeichnen, ist häufig auch nichts anderes als ein Abziehverfahren, obwohl der Druck auch direkt auf die Blechtafel mittels Buch- oder Steindruckpresse erfolgen kann. Die Verzierungen werden mittels der Steindruckpresse zunächst auf Seidenpapier gedruckt und von diesem auf den lackierten Gegenstand übertragen. Der Blechdruck findet namentlich zur Herstellung von Blechschildern, Blechgefäßen, Emballagen usw. Anwendung. Für mehrfarbige feinere Arbeiten bedient man sich des Umdruckverfahrens. Vom Stein wird die Zeichnung auf gummiertes Papier übertragen. Auf das bedruckte Papier wird die Blechtafel gelegt, diese mit einem Leber bedeckt und hierauf das Ganze in die Presse geschoben. Das Leber hat den Zweck, den Druck gleichmäßig zu verteilen. Auf diese Weise wird Schrift oder Zeichnung auf die Blechtafel übertragen; ist dann die eine Farbe getrocknet, so kann der Druck der zweiten Farbe erfolgen und so fort.

Die Wohlfeilheit des Verfahrens verleitet ein wenig dazu, Erzeugnisse untergeordneter Art mit einem zu reichen Farbenschmuck zu versehen, so daß dieser gleichsam in einem auffallenden Widerspruch zum Gebrauchsgegenstande steht. Es wäre aber unrecht, die äußerste leistungsfähige Abziehbilder-Industrie für diese Geschmacklosigkeit verantwortlich zu machen. Es ist Sache des betriebsfähigen Handwerkers oder Fabrikanten, die Bilder verständlich auszuwählen und maßvoll zu verwenden. Daraus ergibt sich, daß man auch bei Bemalung und mechanischer Uebertragung des fertigen Dekorationsmittels noch bis zu einem gewissen Grade Geschmack und Kunstfertigkeit zu bekunden vermag. Häufig kommt das angewandte Bild oder auch die angewandte Schrift erst dann zur rechten Geltung, wenn sie in einen angemessenen Rahmen hineingesetzt wird, der wieder durch Abziehbilder oder auch von der Hand gemalt sein kann. Gebantenloses Arbeiten ist also hier ebenso wenig am Platze, wie beim Dekorieren eines Zimmers mit Tapeten, welche ja auch fertig vom Fabrikanten geliefert werden; es kommt nur darauf an, die Dekorationsmalereien mit der Tapete in Uebereinstimmung zu bringen oder diese zu den Möbeln passend zu wählen. —

Fred Good.

Kleines feuilleton.

ie. Die Diagnose des chinesischen Arztes. Die ärztliche Kunst ist für unsre Anschauungen auch im heutigen China höchst seltsam, obgleich sich der Sinn für Beobachtung unter den chinesischen Ärzten in erstaunlicher Weise entwickelt hat. Ihre Diagnose ist zuweilen von einer Genauigkeit und Sicherheit, die zur Verwunderung heraus-

fordert. Oft gelingt ihnen eine Heilung sogar da, wo europäische Aerzte den Kranken aufgegeben hatten. Aus diesem Urteil, das die Pariser „Gazette Medicale“ fällt, ergibt sich, daß es um die ärztliche Praxis im Reich der Mitte doch nicht ganz so schlecht bestellt sein kann, wie man im allgemeinen angenommen hat. Aus der Untersuchung des Pulsschlags zieht der chinesische Arzt weitere Schlüsse als der europäische. Er will dadurch nicht nur den Zustand des Blutkreislaufes erkennen, sondern auch die Ursache des Uebel's, den leidenden Teil des Körpers und das Wesen der Krankheit mit ihren wahrscheinlichen Folgen. Mit der Befragung des Pulses verbindet der chinesische Arzt eine Fülle von Beobachtungen, die wie Charlatanerie erscheinen, aber doch häufig Erfolg haben. Er geht sogar so weit, die Grundzüge seiner Beobachtungen nach den Jahreszeiten zu ändern. Der chinesische Arzt führt aus dem Puls verschiedene Eigenschaften heraus, die ihm schätzbare Fingerzeige für die Erkennung und Behandlung der Krankheit geben. Der Puls kann nach seiner Ansicht tief oder oberflächlich sein, weich oder hart, stürmisch wie übersäumendes Wasser, schleichend wie eine rollende Perle oder wie vom Dach fallende Tropfen; gelegentlich vergleicht er ihn auch mit der schwingenden Saite eines Instruments. Diese verschiedenen Zustände des Pulses stehen nach der chinesischen Lehre in Beziehung zu denjenigen der Organe, namentlich des Herzens, der Leber, der Lunge, der Eingeweide, des Magens, der Milz, der Nieren, der Blase usw., und jeder dieser Zustände giebt ihm daher ein besonderes Anzeichen für jedes dieser Organe. Um in seinem Beobachtungsvermögen scharf und empfindlich zu sein, macht der chinesische Arzt seine Besuche mit Vorliebe frühmorgens, wenn er noch ganz nüchtern ist, und achtet sorgfältig darauf, daß er vorher noch keine Beschäftigung unternommen, sich vielmehr ganz ruhig verhalten hat, damit nicht etwa irgend eine Erregung des eignen Körpers ihn hindert, sich in den des Kranken vollkommen hineinzuversetzen. —

go. Verlobung und Hochzeit bei den Kroaten. Die Ehen werden in Kroatien von den Eltern der jungen Leute durch Brautlauf geschlossen. Ein Mädchen kommt auf 200—300 Gulden zu stehen. Nachdem der Vursche die Wahl seiner Eltern gebilligt, hegehben sich im Frühjahr oder Sommer zwei Weiber, die eine aus dem Hause des Vurschen, die andre eine Verwandte oder eine Nachbarin, eines Abends ins Haus des Mädchens, um eine Einwilligung einzuholen. Gibt sie ihr Jawort, so entfernen sich die zwei Frauen und kehren bald zurück mit einem Holztrug Branntwein und mit Kuchen. Am nächsten Abend kommt der Vursche und überreicht dem Mädchen ein Draufgeld von 8—10 Gulden, nach Vermögen auch mehr. Das Draufgeld ist in den Zipfel eines Sackluchses eingewickelt. Von da bis zum Hochzeitstage dauern unablässig die Gastmahle mit geringen Unterbrechungen, alle natürlich auf Unkosten des Bräutigams. Dann werden die Leiter des Hochzeitsfestes bestimmt. Am Tage nach der Verlobung schlachten die Eltern des Vurschen ein Schwein, braten es auf dem Spieße, schaffen zehn und noch mehr Pfund Rindfleisch herbei, dann einen halben oder einen ganzen Eimer Branntwein, Körbe voll Kuchen, mehrere Laibe Brot und bringen die Verlobung dem Mädchen ins Haus. Alle beiderseitigen Verwandten haben sich zu dem Feste eingefunden. Es wird die ganze Nacht bis zum nächsten Mittag gegessen und getrunken. Dann kehren die Leute des Bräutigams singend und jubelnd zu Wagen heim. Die Geschirre der Pferde sind mit bunten (weißroten) Tüchlein, blauen, roten und weißen Bändern aus Seide und mit Blumensträußen geschmückt. Nach drei, vier Tagen müssen die Eltern des Bräutigams mit der Braut und deren Eltern in eine Warenhandlung gehen und der Braut vor allem den Rohstoff für die Ausstattung kaufen und zwar einige Bündel Webwolle für Hemden und Rot- und Blaugarn für Handtücher, welche die Braut am Ehrentage als Geschenke verteilen wird. Die Eltern des Mädchens müssen mit Leinwand und dergleichen beschenkt werden. Die Brüder, die Schwestern, die Oheime und die Tanten der Braut stellen gleichfalls verschiedene kostspielige Forderungen an die Eltern des Vurschen. Alle müssen befriedigt werden, sonst wird aus der Hochzeit nichts. Dies ist die Einleitung. Der Hauptsturm aber auf den Geldbeutel des Bräutigams erfolgt im Herbst auf einem Jahrmarkt. Die Eltern des Vurschen müssen der Braut vor allem eine seidene Schürze, ein seidenes Tüchlein und einen Tuchrock, zusammen im Werte von 40—50 Gulden, dann Strümpfe und Stiefletten, Halsbänder und Ohrringe und was drum und dran hängt, kaufen. Wenn nachher auch die Wünsche der Stippknecht des Mädchens erfüllt worden sind, giebt es wieder ein Festgelage wie am Tage nach der Verlobung. Die Speisen und Getränke haben die Eltern des Bräutigams auf einen besonderen Wagen mitgebracht. Die Hochzeit selbst wird durch noch reichlichere, fünf Tage dauernde Festgelage gefeiert. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die elektrischen Ströme der Telegraphen-pflanze. In der Londoner Linneischen Gesellschaft wurde unlängst eine Arbeit von Professor J. C. Bose vorgelegt, welche der Frage nachgeht, ob die spontanen Bewegungen, welche viele höhere Pflanzen darbieten, ebenso von elektrischen Strömen begleitet werden, wie z. B. die Reizbewegungen der insektenfangenden Pflanzen. Am bequemsten zur Untersuchung bot sich, dem „Promethheus“ zufolge, die sogenannte Telegraphenpflanze (Desmodium gyrans) dar, eine in Indien sehr gemeine Hülsenpflanze, die ihren Namen dem Umstande verdankt, daß an ihrem dreiblättrigen Blatte die beiden kleineren Seitenblättchen wie die Arme

eines optischen Telegraphen oder Semaphors sich regelmäßig auf und ab bewegen. Die Periode einer vollständigen Auf- und Abwärtsbewegung betrug bei dem beobachteten Exemplar ungefähr 3 1/2 Minuten. Nachdem die eine Elektrode des Meßapparates an dem Stiel eines der kleinen Seitenblättchen und die andre an dem Hauptstiel des zusammengefügten Blattes angelegt war, ergab sich, daß die fortwährende Bewegung des betreffenden Blattes mit einer elektrischen Störung eigentümlicher Art verknüpft war. Zunächst machte sich am Galvanometer eine Hauptstörungsquelle von ungefähr einer Minute Dauer bemerklich, dann folgte eine schwächere Nebenquelle von ungefähr 2 1/2 Minuten Dauer. Diese eine Auf- und Abwärtsbewegung des Seitenblättchens begleitende Störung ist der Ausdruck eines Aktionsstromes, der von dem bewegten Nebenblattstiel zum ruhenden Hauptblattstiel verläuft. —

Geographisches.

ek. Eine Bergtour in Sibirien. Eine Er-
steigung der Bjelucha im Altaigebirge in Sibirien ist kürzlich von dem Engländer S. Turner zum erstenmal ausgeführt worden. Der Altai erstreckt sich von Tomsk, der sibirischen Hauptstadt, bis zur chinesischen Grenze. Er ist in Tomsk sehr niedrig, aber hinter Bysk ziemlich hoch. Um den höchsten Berg zu erreichen, verläßt man die große sibirische Eisenbahn bei der Station Obi und reißt durch Barnul und Bysk nach Katunda. Obi liegt 2600 Meilen von Moskau entfernt und Katunda liegt direkt 640 Meilen südlich von Obi. Da die Gegend schwer erreichbar ist, darf man sich nicht mindern, daß bisher kein Europäer diese Berge zu erforschen versucht hat. Professor Sapozinof von der Universität Tomsk erstieg im Sommer des Jahres 1900 mit vier Gefährten die Südseite der Bjelucha bis zu 13 300 Fuß; damals wurde der Berg auf 14 500 Fuß geschätzt. Turner wollte versuchen, Professor Sapozinof's Messungen nachzuprüfen. Es war im späten Winter, und obgleich die russischen Behörden Hilfe leisteten, erklärten sie einen Aufstieg für „unmöglich“; aber Turner engagierte Jäger und ging bei sehr kaltem Wetter über die Steppen, wobei er drei Tage und zwei Nächte auf Schlitten fuhr, da überall Schneewehen waren. So wurde Katunda erreicht und die Reise auf Pferden fortgesetzt, vorbei an den Niederlassungen freundschaftlich gesinnter Kalmücken, die niemals einen Engländer gesehen hatten, und durch einen dichten Wald gelangte man nach dem Affen-Thal. Zuerst war es nötig, die Bjelucha zu prüfen. Turner erstieg einen andren Berg, und zwar allein, denn der Jäger, den er mitgenommen hatte, wollte das Wagnis nicht mitmachen und blieb weiter unten zurück. Am folgenden Tage erstieg Turner einen zweiten Berg und nahm dann seine Hauptaufgabe in Angriff. Die Gesellschaft brach um 11 Uhr auf. Nach zweistündiger Wanderung über eine sehr schwere Moräne begann es zu schneien, so daß die Jäger Turner allein auf dem Berg ließen mit der festen Verabredung, am nächsten Morgen um 4 Uhr in seinem Zelt zu sein. Es war ein einsamer Nachmittag und Abend. Die Jäger waren indessen auch am nächsten Morgen nicht zu sehen, und Turner brach um 5 Uhr früh auf. Es hatte aufgehört zu schneien, und in vier Stunden erreichte er den Fuß der wirklichen Gipfel der Bjelucha. Es sind zwei Spitzen mit einem Sattel dazwischen. Er konnte diese nur auf einem sehr schwierigen Wege gewinnen. Es hatte wieder zu schneien begonnen, aber er beschloß trotzdem, vorwärts zu gehen. Auf der Spitze der zweiten Kuppe maß er 13 800 Fuß, und er ließ seinen Namen in russisch und englisch unter einem großen Stein zurüd. Dann ging er weiter, bis er an einen Eisabhang in der Nähe des Gipfels kam. Infolge der Härte des Eises brauchte er jedoch eine halbe Stunde, um eine Stufe zu schlagen, und da dreißig solche nötig waren, mußte der Bergsteiger anhalten und einen andren Plan fassen. Er versuchte, auf der Südseite des Berges hinunterzusteigen; aber auf dem frisch gefallenen Schnee des Eisabhangs glitt er hier etwa 60 Fuß weit, und er war froh, wieder zu der Kuppe zurückzukommen. Dann sprang ein scharfer Nordwind auf, so daß er möglichst schnell zu seinem Zelt zurückkehren mußte. Bald nachher fühlte sich Turner krank, was er dem Umstand zuschrieb, daß er sich vergiftet hatte; er hatte Suppe aus einer Konservenbüchse getrunken, und seine Kost bestand aus Schneewasser mit Schwarzbrot, trockenem Schiffszwieback und Konserven. Hände und Gesicht waren so geschwollen, daß er nicht weiter gehen konnte. Er wollte einige Thermometer finden, die Professor Sapozinof auf der Südseite des Berges niedergelegt hatte, aber außer der leichten Vergiftung hatte er sich durch den sehr kalten Wind noch eine heftige Augenentzündung zugezogen, und die Expedition kam so zu einem jähen Schluß. Turner fügt seiner Schilderung hinzu: „Die Aussicht werde ich nie vergessen. Unser drittes Lager befand sich an der Seite eines Sees, der augenscheinlich bis auf den Grund gefroren war, da wir nach sechs Fuß tiefem Graben im Eise auf Erde stießen, und das war etwa 12 Fuß vom Rande des Sees. Die Berge rund herum standen wie riesige Schilddächer, waren aber kaum so steil wie die massivste Gruppe in den Alpen.“ —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Galalith.** Die Magermilch hat bisher nur recht beschränkte Verwendung gefunden. Der Hauptweihstoff der Magermilch, das Kasein, ist nun der Rohstoff des neuen Produktes Galalith, und wenn man an die Verwendung des Quarzkaeses als Bestandteil für Malerfarben und Klebemittel sowie an die hornartig feste Ver-

schaffenheit der Käserinden denkt, so wird diese Umwandlung der Milch verständlich. Schon vor mehr als anderthalb Jahrzehnten kam man auf den Gedanken, formbare Massen aus Kasein herzustellen und daraus allerlei nützliche Gegenstände wie Knöpfe, Griffe, verzierte Platten und Farbmittel anzufertigen. Dem Erfinder wurde damals ein Verfahren patentiert, bei dem er in folgender Weise voring. Kasein wurde frisch als gewöhnlicher Milchquart oder in getrockneter Form verwandt und in einer Lösung von Seife in heißem Wasser gelöst. In diese Lösung brachte man die Farbstandteile und erreichte durch Zusatz eines Metallsalzes, daß eine feste Masse, aus Metallseife und Kasein bestehend, abgetrennt wurde, die man durch Trocknen und Pressen in jede gewünschte Form bringen konnte. Der Erfinder hatte wohl die Erfahrung gemacht, daß das durch Zusatz eines Metallsalzes abgetrennte Kasein allein spröde war und in Wasser schnell erweicht und versuchte daher, diese Verwandtschaft zu Wasser durch den Seifenzusatz aufzuheben, aber die so erhaltenen Produkte waren weich und brüchig und das Verfahren blieb ohne Erfolg. Die der Scheringschen Fabrik geschützte Methode, eine Kaseinlösung durch Zusatz von Formaldehyd unlöslich zu machen, hatte den Nachteil, daß die erhaltenen Produkte im Wasser stark aufquollen.

Erst den Erfindern des „Galalith“ oder „Milchstein“ (Vereinigte Summitwaren-Fabriken Harburg-Wien) gelang es nach mühevollen Versuchen, die Mängel der früheren Methoden zu beseitigen und ihre Vorteile zur Ausbildung eines neuen Verfahrens heranzuziehen. Ihr erstes Ziel bestand darin, die Kaseinverbindungen durch Zusätze von Salzen und Säuren unlöslich zu machen; die so erhaltene Masse wurde nun nicht sogleich weiter behandelt, sondern erst entwässert und getrocknet und schließlich durch Einwirkung von Formaldehyd zu dem Endprodukt umgewandelt. Um beispielsweise eine ebenholzartige Masse herzustellen, die sich zu Messergrieffen und dergleichen verarbeiten läßt, gingen sie folgendermaßen vor. Sie färbten eine Kaseinlösung durch einen geringen Rußzusatz und erzielten vermittelst des Metallsalzes Bleiacetat, einen schieferfarbenen Niederschlag. Dieser wird mit Wasser vermischt und der dünne Brei in einen mit Tuch bespannten Rahmen eingefüllt. Da die Tuchunterlage das Wasser absaugt, so schrumpft der Brei zu einer gleichförmig festen, dunklen Platte zusammen; diese kommt jetzt in eine Lösung von Formaldehyd und ergibt nach dem Trocknen eine Masse, die in Glanz und Farbe dem Ebenholz gleichkommt. Ein Vorteil des neuen Milchproduktes gegenüber dem Celluloid besteht darin, daß es nicht feuergefährlich und vollständig geruchlos ist. Vergleichende Versuche haben gezeigt, daß es selbst bei wochenlangem Liegen in Wasser nicht mehr aufquillt als das beste Büffelhorn, da es nach einem Monat nur 20 Proz. Wasser aufgenommen hatte. Schon hat man begonnen, durch Zusatz von Pflanzenölen ein Foliermaterial für Zwecke der Elektrotechnik herzustellen. —

(„Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— **Angenehm.** Dame (zum Schlächter, dessen Hund sich gerade an den Fleischvorräten zu schaffen macht): „Frißt der Hund Ihnen auch manchmal Fleisch auf?“

Schlächter: „Nein, er leckt höchstens ein bißchen daran, aber fressen thut er's nie!“ —

— **Hochfinanz.** Kommerzienrat Feingold: „Was schreibt mir der Buchhändler da für e Rechnung? Hendrichs Telegraph. — Große Ausgabe, 2 Mark. Wie so große Ausgabe? Schnorrer! Für was hält mich der Mann?“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— **Mag Halbes neues Drama** „Der Strom“ wird im Herbst im Neuen Theater zur Aufführung gelangen. —

— **„Arche Noah“**, ein Lustspiel von Josef Farno, geht am Sonnabend erstmalig im Neuen Theater in Scene. —

— **Kory Towskas Lustspiel** „Michael Kohnhaas“ erzielte bei der Erstaufführung in Prag einen starken Erfolg. —

— **Aus Robert Sandek's „ Bühnendichtungen der Kinderseele“** wurde das Stück „Die Judenjungen“ vom königlichen Deutschen Landes-Theater in Prag zur Aufführung angenommen. —

— **„Die Schmuggler-Susi“**, eine Operette von Jacobson und Windhopp, Musik von Victor Albert, wird eine der ersten Novitäten des Central-Theaters in der kommenden Saison sein. —

— **Im November dieses Jahres** findet in Petersburg unter dem Namen „Kinderwelt“ eine wissenschaftliche und gewerbliche Ausstellung statt. —

— **Geruchlosmachung von Benzol.** Petroleum und Benzin soll man, nach der „Technischen Rundschau“, ihre spezifischen Gerüche nehmen können, indem man sie mit ätherischen Oelen und Natronlauge schüttelt. Wenn man z. B. eine Mischung von Benzin und Terpentinöl mit Alkali behandelt und kräftig schüttelt, so verschwindet der Benzingeruch nach kurzer Zeit und es entsteht ein angenehmer, wenn auch schwacher Terpentingeruch. Oder wird Benzin mit 1 Proz. Fenchelöl gemischt, auf 70 Grad erwärmt und mit 2 1/2 prozentiger Natronlauge von 35 Grad Ré. geschüttelt, so erhält das Gemisch einen ausgeprägten Fenchelöl-Geruch. —